



Die Stadt à la Carte? Lebensstile und die Kulturalisierung von Ungleichheit in der Deutschen Stadtgeographie

*Dirk Gebhardt*¹

EUROCITIES, 1 Square de Meeûs, 1000 Brüssel, Belgien

Email: dirk.gebhardt@eurocities.eu

Zusammenfassung

In diesem Text ziehe ich eine kritische Zwischenbilanz der Verwendung des Ungleichheitsmerkmals Lebensstil in der deutschen Stadtgeographie. Die Kritik bezieht sich auf eine vorherrschende theoretisch-methodologische Perspektive, mit der der soziale Sinn und der Raumbezug von Lebensstilen nicht eingefangen werden kann. Durch die weitgehende Vernachlässigung der vertikalen Strukturierung des Lebensstils wird bei der Analyse sozial-räumlicher Ungleichheit das unrealistische Bild einer Stadt à la Carte für alle entworfen. Aus meiner Sicht ist eine kritische Revision des Lebensstilbegriffs und seiner Verwendung nötig, die Lebensstil stärker in seiner Strukturiertheit betrachtet und die sich qualitativen Methoden öffnet. Ich schlage hierzu vor, die mit Lebensstilanalysen typischerweise einhergehenden Erklärungsansprüche herunterzuschrauben und stattdessen auf kleinerer Maßstabsebene und mit genaueren Methoden den sozialen Sinn dieses Ungleichheitsmerkmals zu untersuchen.



Einleitung: Das Ungleichheitsmerkmal Lebensstil im Zeichen der Wohlstandsgesellschaft

Die Ungleichheitskategorie Lebensstil ist in den 1980er Jahren zu einem zentralen Begriff der bundesdeutschen Sozialstrukturanalyse geworden und hat auch die stadt- und sozialgeographischen Perspektiven auf soziale Ungleichheit beeinflusst. Anders als bei Bourdieus kultureller Erweiterung der Klassenanalyse in den „feinen Unterschieden“ (Bourdieu, 1987), in denen der Lebensstil in engem Zusammenhang mit der sozialen Lage gesehen wird, werden Lebensstile hier als relativ autonome, von klassen- und schichtspezifischen Merkmalen entkoppelte Dimension der Ungleichheit betrachtet. Diese Perspektive muss in seinem Zusammenhang mit der dynamischen Wohlstandsentwicklung in der Bundesrepublik bis in die 1980er Jahre gesehen werden, die ein ungebrochenes Fortbestehen sozialer Strukturen in den alten Formen für viele unwahrscheinlich erscheinen lässt. Hradil (1999, 181) bringt diesen Zusammenhang auf die Kurzformel: „Mehr Wohlstand, soziale Sicherheit, Bildung, kleinere Familien, die Liberalisierung von Alltagsnormen führte in postindustriellen Gesellschaften zur Pluralisierung von Lebensstilen“.

Seit den 1990er Jahren bedient sich auch die Stadt- und Sozialgeographie dieses Merkmals zur Beschreibung und Erklärung sozial-räumlicher Verteilungen und Dynamiken. Die Pluralisierung von Wohnpräferenzen und anderen Formen der Raumnutzung, die sich in Makrophänomenen wie Suburbanisierung, Reurbanisierung und Gentrifizierung ausdrückt, scheint eine Erneuerung der sozialgeographischen Analyseinstrumente zu erfordern, wodurch der Lebensstilbegriff auch in der Geographie zu einem populären Konzept wird und insbesondere in stadtgeographischen Lebensstilstudien rezipiert wird (Hilpert und Steinhübl, 1998; Pohl, 2003; Klee, 2001, 2003). Jürgen Pohl adelte jüngst den Lebensstilbegriff, indem in ihn in seinem Vortrag zum „State of the Art“ der Sozialgeographie auf dem „Deutschen Geographentag“ 2007 in seine relativ knappe Liste sozialgeographischer Kernbegriffe aufnahm, in der andere Merkmale sozialer Ungleichheit wie Klasse, Schicht, Ethnizität oder Gender fehlten.

Ziel dieses Textes ist es eine kritische Zwischenbilanz der geographischen Lebensstilforschung zu ziehen. Hierzu werde ich im ersten Teil die spezifischen Entstehungsbedingungen des Lebensstilparadigmas in der Soziologie zusammenfassen und im zweiten Teil auf stadtgeographische Beispiele der Lebensstilrezeption eingehen, die die soziologischen Vorarbeiten um eine Ausarbeitung des Raumbezuges von Lebensstilen zu erweitern versuchen. Im dritten Teil formuliere ich dann eine Kritik an der Verwendung des Lebensstilbegriffs in der Geographie. Diese Kritik zielt auf die Annahme einer weitgehenden Loslösung des Lebensstils von Klassen und Schichten, die in krassem Widerspruch zur gesellschaftlichen Wirklichkeit steht (vgl. den Begriff der ideologischen Praxis bei Belina in diesem

Heft), die Methodik der geographischen Lebensstilforschung und die Konzipierung des Raumbezugs von Lebensstilen.

Nach einem knappen Exkurs zur Rezeption des Lebensstilbegriffs in politökonomischen Ansätzen, werde ich dann im vierten Teil Perspektiven für eine geographische Lebensstilforschung formulieren. Aus meiner Sicht liegen diese erstens in einer Restrukturierung des Lebensstilbegriffs, zweitens in einer angemesseneren Konzeption der Zusammenhänge zwischen Lebensstil und Raum, drittens in einer stärker rekonstruktiven methodischen Perspektive auf Lebensstile und viertens in einer Einengung der Erklärungsziele der geographischen Lebensstilforschung.

Dieser Artikel bezieht sich vorwiegend auf deutschsprachige Literatur. Dies liegt darin begründet, dass der besondere Stellenwert der Lebensstilforschung in der Soziologie und die besondere Form der Rezeption des Lebensstils als von Klassen und Schichten weitgehend entstrukturiertes Merkmal, wie Geißler zutreffend sagt, ein „deutscher Sonderweg der Sozialstrukturanalyse“ ist (Geisler, 2002, 141). Diese Aussage lässt sich auch auf die Humangeographie ausdehnen, wo insbesondere die Vorstellung eines neuen Paradigmas sozial(räumlicher) Ungleichheit auf Basis von Lebensstilen außerhalb der deutschen Geographie kaum Entsprechungen hat.²

Grundzüge der Lebensstilforschung in Deutschland

Zum besseren Verständnis der stadtgeographischen Rezeption werde ich zunächst anhand von Ulrich Becks Risikogesellschaft und Gerhard Schulzes Erlebnisgesellschaft die Grundzüge des Lebensstilparadigmas in der Soziologie nachzeichnen. Für die Geographie sind dabei zwei Annahmen wichtig, die mit dem Lebensstilparadigma in Zusammenhang stehen: Die Entkopplung des Lebensstils von vertikalen Ungleichheitsmerkmalen und eine mit dem Lebensstilkonzept einhergehende Loslösung sozialer Ungleichheit aus lokalräumlichen Bezügen.

Die Wohlstandsgesellschaft und die Entkopplung des Lebensstils von Klassen- und Schichtenmerkmalen

Ulrich Beck vertrat bereits in den 1980er Jahren die Ansicht, in der Bundesrepublik Deutschland herrschten Ungleichheitsverhältnisse „jenseits der Klasseng-

² Dies wird auch darin deutlich, dass sich anders als im deutschsprachigen *Lexikon der Geographie* (Brunotte et al., 2003) weder im britischen Standardwerk *Dictionary of Human Geography* (Johnston et al., 2003) noch im französischen *Dictionnaire de la Géographie et de l'espace des sociétés* (Lévy und Lussault, 2003) ein Eintrag zu „lifestyle“ bzw. „style de vie“ findet.

esellschaft“ (Beck, 1986, 121).³ Unter dem Schlagwort der Individualisierung thematisiert Beck die „Freisetzung“ der Individuen „aus den Sozialformen der industriellen Gesellschaft – Klasse, Schicht, Familie, Geschichtslagen“. Neue soziale Formationen auf Basis von Lebensformen und Lebensstilen würden, so Beck weiter, das hierarchische Modell, das hinter Klassen und Schichten steht, „unterlaufen“ und in Frage stellen (Beck, 1986, 122). Dabei drückt Beck mit der Metapher des „Fahrstuhleffektes nach oben“ aus, dass in der bundesdeutschen Gesellschaft der Nachkriegszeit die Relationen sozialer Ungleichheit „weitgehend konstant geblieben“ seien, obwohl sich die „Lebensbedingungen der Bevölkerung radikal verändert“ hätten: Die von ihm in Anführungszeichen gesetzte „Klassengesellschaft“ werde „insgesamt eine Etage höher gefahren“ (Beck, 1986, 122).

Mit der Aufforderung, Bourdieu und seine klassenbasierte Lebensstilanalysen an einigen Stellen „systematisch zu vergessen“ und der Feststellung, man könne „nicht aber auch nur eines“ der von Bourdieu für das Frankreich der 1960er und 1970er Jahre erzielten Ergebnisse auf die deutsche Gesellschaft der 1980er und 1990er Jahre übertragen, läutet auch Gerhard Schulze in der „Erlebnisgesellschaft“ ein neues Kapitel der sozialen Ungleichheit ein, das von einer „nicht mehr geschichteten Gesellschaft“ handelt (Schulze, 1992, 16f). Schulze postuliert eine neue „soziokulturelle Einfachstruktur“ der Milieus und Lebensstilgruppen (1990, 419)⁴, die nicht mehr durch äußere Lebensverhältnisse wie materielle Bedingungen bestimmt seien, sondern dem Modell des „sozialen Wählens“ folgten (Schulze, 1992, 176ff). An die Stelle der strukturellen Vorgabe des Sozialen in der Klassen- und Schichtengesellschaft rückten nun an Erlebnissen orientierte Wahlhandlungen: „Definitionen von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit, soziale Annäherung und Distanzierung, Vorstellungen über die Grenzen sozialer Gruppen kreisen um verschiedene Varianten der Erlebnisorientierung“ (Schulze, 1992, 73). Da Konsum und die Bildung von Stilen immer weniger durch die Einkommensverhältnisse limitiert seien (Schulze, 1992, 177), könne man sich seinen Stil immer mehr selbst aussuchen. So entstünden neue selbst gewählte Grenzen auf Basis des Geschmacks, für die insbesondere alltagsästhetische Schemata (nach Präferenzen für das Hochkultur-, das Spannungs- und das Trivialkulturschema) ein wichtiges Distinktionskriterium darstellen:

Im dimensionalen Raum alltagsästhetischer Schemata kann sich jeder die Position suchen, die ihm zusagt, weitgehend unabhängig von Beruf, Einkommensverhältnissen, Herkunftsfamilie. [...] Zentrales Cha-

³ Beck (1986, 121) räumt allerdings ein, dass in anderen westeuropäischen Gesellschaften Klassenmerkmale „auch im Alltag deutlich wahrnehmbarer“ seien.

⁴ Schulze verwendet den Milieubegriff nach eigener Aussage synonym zu Begriffen wie Lebensstilgruppen oder Subkulturen (1990, 410)

rakteristikum des neuen Musters ist der Modus des Wählens (Schulze, 1992, 207).

Von zentraler Bedeutung für Schulzes Szenario des sozialen Wandels sind veränderte subjektive und gesellschaftliche Bedeutungskonstitutionen. Viele Zeichen der sozialen Zuordnung der Klassen- und Schichtengesellschaft hätten ihre Lesbarkeit eingebüßt und würden den Individuen in der alltäglichen Interaktion keine einfache Deutung der ihnen begegnenden Individuen mehr erlauben. Zu diesen „verblassenden Zeichen“ zählt Schulze auch den Lebensstandard, da unterschiedliche Konsummuster weniger einen Lebensstandard als einen selbst gewählten Stil ausdrückten (Schulze, 1992, 195). Das Schichtenmerkmal Bildung ist hingegen für Schulze nicht verblasst und besitzt nach wie vor eine große Wirkung für die Strukturierung des Sozialen, jedoch wird es von ihm (anders als beispielsweise kulturelles Kapital bei Bourdieu) „nichtstrukturell“ (Schulze, 1992, 191) und zeichentheoretisch betrachtet: Schulze sieht Bildung weniger in Wechselwirkung mit gesellschaftlicher Macht und Reichtum, sondern als ein nach innen gerichtetes Merkmal, das Auswirkungen auf Alltagswissen, Konsumpräferenzen und Handlungsmuster hat.⁵ Neben der Bildung holt Schulze das Alter als weiteres zentrales Merkmal in die Erlebnisgesellschaft herüber. Beide Merkmale haben nach Schulze die Eigenschaft, leicht entschlüsselbar (evident) und aussagekräftig (signifikant) für die Erlebnisorientierung zu sein (Schulze, 1992, 188) und damit eine geeignete Grundlage für die Wahl von Interaktionspartnern und die Bildung der Erlebnismilieus zu bieten.

Die Entkopplung des Sozialen vom lokalen Raum

Wie sich ebenfalls anhand von Beck und Schulze zeigen lässt, gehen mit dem Lebensstilparadigma auch Annahmen über veränderte Bezüge des Sozialen zum Raum einher. Das Raumbild weiter Teile der Lebensstilforschung ist von der Annahme geprägt, eine alte, starre und stabile Raumordnung der Klassen- und Schichtengesellschaft werde durch eine flexiblere und flüchtigere neue Raumordnung abgelöst. So spricht Beck davon, dass die Überschneidungszonen zwischen den Räumen der ‚Einen‘ und denen der ‚Anderen‘ gewachsen seien, und dass die früheren „Klassenwelten“ verschwunden oder unkenntlich geworden seien (Beck, 1986, 124f). An die Stelle von proletarischen Milieus mit ihren typischen

⁵ Schulze (1992, 92) konstatiert beispielsweise einen Zusammenhang zwischen Bildungsstand und der „Selbstbeurteilung des Gesundheitszustandes“, nicht aber mit dem Gesundheitszustand selbst. Zwar erkennt Schulze die Existenz von großen bildungsspezifischen Unterschieden und deren Auswirkungen auf Berufsstatus an, er schließt daraus aber: „Man setzt sich besser in Szene und wird entsprechend besser beurteilt.“ Indem Schulze alleine auf die zeichentheoretische Bedeutung von Bildung setzt, reduziert er das Sein auf seine Außenwirkung und vernachlässigt die objektiven Merkmale zugunsten ihrer subjektiven Verarbeitung, vergisst die Lebenschancen auf Kosten des Erlebens (siehe auch Otte, 2004, 86).

Wohnverhältnissen und Nachbarschaftsbeziehungen würden „neue, typischerweise sozial gemischte urbane Stadtsiedlungen“ treten, die auf individuelle Wahlhandlungen zurückgingen (Beck, 1986, 137f).

Auch Schulze vertritt die Annahme einer „Entregionalisierung“ von sozialen Merkmalen und Zeichen. Die Segregation sei zurückgegangen und die soziale Signifikanz der geographischen Herkunft und des Wohnumfeldes habe an Bedeutung verloren (Schulze, 1992, 175 und 196). Er stellt fest: „Für unsere Alltagswahrnehmung gilt immer mehr jeder kann überall wohnen; seine gegenwärtige und vergangene Umgebung informiert nur wenig über Existenzformen“ (Schulze, 1992, 196). Nach Schulze entstehen neue, losere und frei gewählte Ortsbezüge sozialer Milieus in Form von Szenerien: Orte wie „Kneipen, Diskotheken, Stadtteilzentren, Sportplätze“ gewinnen als „Bühnen“ und „Inszenierungsorten“ der Milieus an sozialer Signifikanz (Schulze, 1992, 196). Jenseits dieser Kristallisationsorte und Szenerien werde es hingegen immer schwieriger, soziale Signifikanz in räumlichen Tatbeständen zu lesen, vor allem was den Wohnort betreffe. Es entstünden immer größere „milieuneutrale Zonen“, die von einem Netzwerk von inselhaften Szenerien sozialer Signifikanz überzogen seien.

Diese Annahmen der Lebensstilforschung finden zahlreiche Analogien in aktuelleren modernisierungs- und globalisierungstheoretisch inspirierten Arbeiten, die von einer Ausweitung der Handlungsbezüge in Raum und Zeit ausgehen. Lebensstile stehen hier zwar nicht im Mittelpunkt des Interesses, werden aber oft als Zeichen für die Reflexivität individuellen Handelns in der Spätmoderne angesehen (vgl. Werlen, 1997; Dürrschmidt, 2000, 90).

Lebensstilempirie als Vielfaltsforschung

Seit den 1990er Jahren sind zahlreiche empirische Lebensstilstudien durchgeführt worden, die sich nun weniger als die Vorarbeiten von Beck und Schulze mit den Entstehungsbedingungen von Lebensstilen auseinandersetzen. Vielmehr stehen nun stärker technische Fragen der empirischen Generierung und Abgrenzung und der Auswahl geeigneter Lebensstildimensionen und Messvariablen im Mittelpunkt (vgl. Klocke, 1993; Spellerberg, 1993; Sinus-sociovision, 2002). Explizit oder implizit liegt den meisten dieser Studien die Annahme einer neuen „soziokulturellen Einfachstruktur“ jenseits von Klassen und Schichten zu Grunde. Denn nicht mehr die Lebensstile von Angehörigen bestimmter Gruppen, sondern Lebensstilgruppen selbst sind zu entdecken und bestenfalls nachträglich durch typische vertikale Lagemerkmale zu charakterisieren (vgl. Müller, 1992, 378).

Das übliche Verfahren zur Bildung von Lebensstilgruppen lässt sich wie folgt beschreiben (vgl. auch Klocke und Lück, 2001): Zunächst werden in Erhebungen Sets von Variablen zu Einstellungen, Werten und Handlungsweisen generiert, die gemeinhin als aussagekräftig und trennscharf für die Differenzierung von Lebensstilen angesehen werden. Dies gilt insbesondere für den Bereich der Freizeit

(z.B. Mediennutzungsweisen und -präferenzen, Ausgehverhalten etc.), da hier größere Freiräume zur Ausdifferenzierung vermutet werden (siehe das Beispiel aus Spellerberg 1993 in Tab. 1).

Tab. 1.: Beispiele für Fragebogen-Items zur Bildung von Lebensstilen aus Spellerberg (1993); eigene Darstellung.

<i>Dimensionen</i>	<i>Beispiele für Items</i>
Werte	Toleranz, Pflichtbewusstsein ...
Lebensziele	Freizeit-, Arbeits- und Familienorientierung ...
Freizeitverhalten	Häufigkeit der Tätigkeiten Ausgehen, Sport treiben, Einkaufsbummel machen ...
Alltagskultur	Fernseh-, Musik- und Lesepräferenzen (Genres)
Informationsverhalten	Präferenzen für bestimmte Typen von Massenmedien
Kleidungsverhalten	Kleidungsstile (bequem, elegant ...)
Einrichtungsstil	Einrichtungsstile (sauber, ordentlich, komfortabel, stilvoll ...)
Soziales Umfeld	Beschreibung des eigenen soz. Umfeldes (künstlerisch, lustig, anschlussfreudig ...)

In einem zweiten Schritt werden die Variablen ausgewählt, die eine besondere statistische oder inhaltliche Aussage- bzw. Differenzierungskraft besitzen. Häufig werden Variablen auch zu übergeordneten Konstrukten verdichtet, wofür statistische Ordnungsverfahren wie Korrespondenz- und Faktoranalysen eingesetzt werden.

In einem dritten Schritt werden dann die Befragten anhand von statistischen Ähnlichkeiten in den Ausprägungen der Variablen oder Konstrukte zu Lebensstiltypen gruppiert, was in der Regel mit clusteranalytischen Verfahren geschieht. Hier stellt sich insbesondere die Frage, wie viele Gruppen gebildet werden sollen, was anhand statistischer und inhaltlicher Kriterien zu klären ist. Die große Zahl möglicher Merkmalskombinationen von Items, die Reduktion der Varianz durch die Bildung von Faktoren und Clustern sowie die geringe Transparenz der Clusteranalyse sorgen dabei für erhebliche Unschärfen und Interpretationsspielräume.

In einem letzten Schritt werden die Cluster anhand der sie auszeichnenden Lebensstilitems benannt, wobei sich die vieldimensionale Datenbasis der Konstrukte in den Typenbenennungen ausdrückt. Während einige Studien hier noch alltagsnahe Bezeichnungen für Lebensstilgruppen verwenden (wie „Konservative“, „Bürgerliche Mitte“, „Konsum-Materialisten“ bei Sinus [2002] und „Niveaumilieu“, „Harmoniemilieu“, „Unterhaltungsmilieu“ bei Schulze [1992]), ist diese Alltagsnähe bei Schneider und Spellerberg (1999) schon schwieriger zu erkennen („Sicherheitsorientierte, sozial Eingebundene mit Vorlieben für leichte Unterhal-

tung und Mode“; „Kulturell Interessierte, Arbeits- und Familienorientierte“; „Hochkulturell Interessierte, sozial und beruflich Engagierte“; ...). Noch problematischer sind aber Benennungen von Lebensstilaggregaten, die wie bei Hilpert und Steinhübl (1998) so plastisch werden, dass man sich fragt, wo denn zwischen „Gutsituierten Hardrock-Familienvätern“, „jungen Technomietern“, „linken, jungledigen Intellektuellen“ und „Religiösen Volksmusikrentnern“ (37ff.) der ganze Rest der Gesellschaft geblieben ist. Gruppen wie ALG2-EmpfängerInnen oder ethnische Minderheiten, die von einer Analyse sozialer Ungleichheit erfasst werden müssen, scheinen regelmäßig nur schwer in die Begriffswelten der verwendeten Lebensstilgruppen zu passen (vgl. die Kritik bei Meyer, 2001, 265). Das Ziel der empirischen Lebensstilforschung, alltagsnahe und realistische soziale Klassifizierungen zu entdecken, kann angesichts der empirisch ermittelten Typen, die „weder sozial bekannt und benannt noch den nominellen Mitgliedern als solche bewusst“ sind (Meyer, 2001, 262), als gescheitert angesehen werden.

Dies gilt im Besonderen für die implizit der Empirie zugrunde liegende Annahme einer Entstrukturierung des Lebensstils von vertikalen Dimensionen der Ungleichheit. Wie Ottos systematischer Vergleich verschiedener Lebensstilstudien (2004) zeigt, widerlegen die Ergebnisse der Lebensstilempirie selbst die Annahme allzu großer Möglichkeitsräume für die Herausbildung von Lebensstilen. Selbst wenn man vertikale Merkmale aus der Bildung von Lebensstilen heraushält, tauchen ökonomische und bildungsspezifische Unterschiede nachträglich als zentrale Ordnungsdimensionen in den meisten Klassifizierungen wieder auf. Von einer Enthierarchisierung also keine Spur.

Stagnierende Wohlstandsentwicklung und die Kontinuität vertikaler Formen sozialer Ungleichheit

Die in weiten Teilen der Lebensstilforschung vertretene Annahme einer nachlassenden Signifikanz und Evidenz objektiver Ungleichheitsdimensionen und die daraus abgeleitete Empirie waren von Beginn an der Kritik von Anhängern des Schichtenparadigmas ausgesetzt (vgl. Geißler, 1996). Mit neuen Erfahrungen der wirtschaftlichen Stagnation und sozialer Polarisierung im wiedervereinigten Deutschland gerät diese Diagnose noch stärker unter Druck, was im Folgenden anhand einiger Indizien für die fortdauernde Signifikanz von Klassen und Schichten untermauert wird.

Nach Daten des Hochschulinformationssystems von 2004 (Berger, 2005, 9) treten nur 36% der Kinder von Eltern ohne Hochschulabschluss in die gymnasiale Oberstufe ein, während dies für 85% der Kinder von Eltern mit Hochschulabschluss der Fall ist. Diese schichtspezifisch ungleiche Verteilung von Bildungschancen zeigt sich noch deutlicher beim Studium, das nur 11% der Kinder von Vätern ohne höheren Abschluss beginnen, während dies für 81% der Kinder von männlichen Hochschulabsolventen gilt. Das Fortbestehen bildungsspezifischer

Ungleichheitsmuster ist also trotz der Bildungsexpansion der 1970er Jahre in Deutschland nach wie vor ausgeprägt (vgl. auch Bathke et al., 2000).

Die strategische Bedeutung der Ressource Bildung zeigt sich nicht nur auf dem Schulischen Erlebnismarkt, sondern auch auf dem Arbeitsmarkt, und Arbeitslosigkeit ist entgegen der Beckschen These auch kein allgemeines gesellschaftliches Risiko: In den 1980er und 90er Jahren erhöht sich das Arbeitslosigkeitsrisiko in Folge der Deindustrialisierung nämlich vor allem für Beschäftigte ohne Berufsabschluss von einem im Vergleich zur Durchschnittsbevölkerung nur leicht erhöhten Niveau Anfang der 1980er Jahre auf mehr als den doppelten Wert der Gesamtbevölkerung Ende der 1990er Jahre (vgl. IAB, 2002, Übersicht 6.3.1.).

Diese schichtspezifischen Bildungschancen und Arbeitsmarktpositionen bewirken wiederum ebensolche Einkommensungleichheiten. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung konstatiert eine steigende gesellschaftliche Polarisierung in der BRD seit den 1980er Jahren (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, 2001, 25). Geißler kommt in einer Betrachtung der Einkommensverteilung von den 1960ern bis Ende der 1990er zu dem Schluss, dass die Wohlhabenden zahlreicher und wohlhabender geworden seien, während sich der Anteil am gesellschaftlichen Gesamteinkommensanteil der Gruppen mit den geringsten Einkommen nach einer gewissen Steigerung in den 1970er Jahren wieder auf dem Niveau der frühen 1960er bewege (Geißler, 2002, 96f). Solche berufs- und schichtspezifischen Ungleichheiten existieren in noch stärkerer Form in Bezug auf die Vermögen, die anders als Bildungstitel über Generationen weitergegeben werden können.

Forschungen zum Thema Ausgrenzung bzw. Exklusion über objektive Ungleichheit und ihre subjektive Verarbeitung unterstreichen, dass die Diagnose einer Dialektik von Freisetzung aus alten Bezügen und dem Entstehen neuer Freiheiten zum „Neudefinieren“ von Strukturen (Beck, 1994, 26) eine sehr einseitige Angelegenheit ist, die für einen nicht unbedeutenden Teil der Bevölkerung vor allem aus Verlusten besteht. In einer Auswertung subjektiver Daten zur Ausgrenzung aus dem Wohlfahrtssurvey⁶ zeigt Böhnke, dass die 6-10% der befragten Deutschen mit Exklusionserfahrung nahezu ausschließlich gering Qualifizierte, Angehörige der un- oder angelernten Arbeiterschicht und Langzeitarbeitslose waren und Ausgrenzungsrisiken damit immer noch schichtspezifischen Risikofaktoren darstellten (Böhnke, 2005, 36).

⁶ Der Wohlfahrtssurvey ist eine Repräsentativbefragung, mit der seit 1978 etwa in vierjährigem Abstand Daten zu den objektiven Lebensbedingungen und dem subjektiven Wohlbefinden in Deutschland ermittelt werden; siehe <http://www.gesis.org/Dauerbeobachtung/-Sozialindikatoren/Daten/Wohlfahrtssurvey/wseinf.htm>.

In Anbetracht dieser Befunde sieht Geißler in seiner Einschätzung der deutschen Lebensstilforschung die „Tendenzen zur Entstrukturierung der vertikalen sozialen Ungleichheit“ als „erheblich überzeichnet“ an (Geißler, 2002, 138). Das Überdauern traditioneller Dimensionen sozialer Ungleichheit veranlasst mittlerweile auch Ulrich Beck in einem Interview zu der Aussage: „Es geht nicht nur aufwärts, diese Gesellschaft fährt im Fahrstuhl nach unten, und wir sind die Generation des Weniger“ (Beck, 2006).

Angesichts dieses Widerspruchs ist daher Geißler (2002) zuzustimmen, der der Lebensstilforschung vorwirft, den kritischen Gehalt der Ungleichheitsforschung aufgegeben zu haben und bestehende Chancenungleichheiten durch eine „normativ unverbindliche Vielfaltsforschung“ vernebelt zu haben. Damit sei die Kritik an ungleichen Lebenschancen einer „Freude über die bunte Fülle der ‚individualisierten‘ und ‚pluralisierten‘ Lebensformen“ gewichen (Geißler, 2002, 142).

Die Rezeption des Lebensstilbegriffs in der Stadtgeographie

Mit einigem zeitlichen Verzug zur Welle empirischer Lebensstilanalysen in der Soziologie beziehen seit Ende der 1990er Jahre auch VertreterInnen der deutschsprachigen Stadtgeographie verstärkt Lebensstile als neues Paradigma sozialer Ungleichheit in die eigenen Forschungsfragen ein. Die Ausdifferenzierung der Haushaltsformen und das immer stärkere Abweichen von linearen biographischen Mustern, differenzierte Wohnpräferenzen, Phänomene wie Suburbanisierung und Gentrifizierung, aber auch unterschiedliche alltägliche Mobilitätsmuster im Einkaufs- und Freizeitverhalten legen die Verwendung des Lebensstilbegriffs zur Beschreibung aktueller Differenzierung des städtischen Raumes nahe (vgl. Schneider und Spellerberg, 1999, 79; Klee, 2001, 79ff).

Während man von Seiten der Stadt- und Sozialgeographie den soziologischen Lebensstilanalysen „Raumbblindheit“ vorwirft, wird das eigene Versäumnis darin gesehen, dass man sich des Lebensstilansatzes in räumlichen Analysen noch nicht bedient habe (vgl. Pohl, 2003, 41; Hilpert und Steinhübl, 1998; Helbrecht, 1997). Folglich soll nun die Lebensstilanalyse, um ihre „räumliche Dimension“ erweitert, zu einer Modernisierung der Sozialraumanalyse beitragen. Dergestalt kulturell gewendet, würde die zuvor vor allem auf grobe sozialstatistische Merkmale wie Schichten und Nationalität zurückgreifende Sozialraumanalyse eine, wie Helbrecht formuliert, „post-Chicagoer Schule“ verheißen:

Ausgehend von der Überlegung, dass wenn Lebensstile raumrelevant sind, diese auch in Clustern, Zonen oder sonstigen typischen Verteilungsmustern in den Städten wiederauffindbar sein müssten, würden solche kulturraumanalytischen Untersuchungen auf sehr direkte Weise auf eine Theoriebildung ‚nach Chicago‘ abzielen. Gesucht wäre also eine ‚Post-Chicagoer Schule‘. Die Überführung der schichtzentrierten Sozialraumanalyse in eine ‚Kulturraumanalyse‘ wäre in An-

knüpfung an bestehende Forschungstraditionen einer der naheliegendsten Versuche, das Thema Lebensstile in die sozialgeographische Stadtforschung einzubringen (Helbrecht, 1997, 8).

Helbrecht kommt allerdings zu dem Schluss, dass solche räumlichen Studien auf Basis von Lebensstilen in Anbetracht des noch immer ungeklärten Entstehungszusammenhanges sowie von Klassifizierungs- und Abgrenzungsproblemen von Lebensstilen „derzeit noch relativ wenig Sinn“ hätten. Sie schlägt vor, sich zunächst eher auf die Frage der Herausbildung von Lebensstilgruppen als auf deren Abgrenzung zu konzentrieren (Helbrecht, 1997, 8).

Ungeachtet dieser Mahnung entstanden in den letzten Jahren in der deutschsprachigen Geographie einige empirische Arbeiten, die sich auf den Spuren der empirischen Lebensstilforschung mit der Ausweisung und Abgrenzung von Lebensstilen in Städten beschäftigten, um die vormals sozialstatistisch geprägten Sozialraumanalysen in ein neues (Lebensstil)Paradigma zu überführen.

Anhand der Arbeiten von Hilpert und Steinhübl (1998) zu Augsburg, von Klee (2001, 2003) zu Nürnberg, die jeweils auf Ebene einer nach Verwaltungsbezirken regionalisierten Stadt eine quantitative Lebensstilstudie vorlegten, sowie der Arbeit von Pohl (2003), der Lebensstile im Kölner Innenstadtgebiet Nippes mit denen der Kölner Umlandgemeinde Rösrath vergleicht, wird der stadtgeographische Lebensstilansatz im Folgenden auch im Hinblick auf die zuvor geäußerte Kritik zum Lebensstilansatz betrachtet und bewertet.⁷

Der gemeinsame Ausgangspunkt dieses geographischen Lebensstilansatzes ist der Zusammenhang von lebensstilspezifischen routinisierten Handlungsweisen und der Raumstruktur (vgl. Pohl, 2003, 41; Hilpert und Steinhübl, 1998, 11). Hierzu werden die empirischen Dimensionen des Lebensstils um explizit räumliche Aspekte erweitert, wozu man auf das Konzept der Daseinsgrundfunktionen zurückgreift (Ruppert und Schaffer, 1969). Dieser in den 1960er und 70er Jahren prominente Katalog von Bedürfnissen einer städtischen Bevölkerung (Wohnen, Arbeiten, sich Versorgen etc.) wurde mit dem Ziel aufgestellt, entsprechende Raumsprüche und Einrichtungen der Bevölkerung zu erfassen und zu planen (vgl. Kemper, 2005, 151ff; Werlen, 2000, 174ff). Nun wird dieses Konzept in der stadtgeographischen Lebensstilforschung zum Untersuchungsgegenstand „Raumprägung von Lebensstilen durch die Ausübung milieuspezifischer alltäglicher Grunddaseinsfunktionen“ (Hilpert und Steinhübl, 1998, 11; ähnlich Pohl, 2001, 41;

⁷ Auch die Studie von Schneider und Spellerberg (1999) wirft die Frage nach der Relevanz von Lebensstilen für raumrelevante Verhaltensmuster auf. Allerdings arbeitet sie als Auftragsstudie der Wüstenrot-Stiftung mit einem bundesweiten Sample und ist stärker am bedürfnisgerechten Planen und Bauen interessiert (Schneider und Spellerberg, 1999, 22), als dass sie Lebensstile als neues Merkmal sozialer Ungleichheit betrachtet.

Pohl, 2001, 41; Klee, 2003, 73). Die lebensstilspezifisch differenzierten Raumnutzungsmuster, so die Annahme, würden zu „unterschiedlichen Entwicklungsverläufen von Orten“ und mithin zur Präsenz und Verfestigung unterschiedlicher Milieus am Ort führen (Pohl, 2003, 41). Die Verwendung des Konzeptes Daseinsgrundfunktionen in diesem Kontext verwundert etwas, geht es doch von weitgehend homogenen Bedürfnissen der Bevölkerung aus, während Lebensstile ja gerade für fein differenzierte Raumnutzungsmuster stehen sollen.

Aus dieser Perspektive deutet Klee (2001, 80) Gentrification als „lebensstilspezifische Interaktions- und Handlungsstrukturen“, die auf ein bestimmtes „physisch-materielles Substrat“⁸, nämlich „gründerzeitliche Wohnungen und Häuser“ zurückgriffen. Diese mit Bedeutungen versehenen Substrate (Straßen, Plätze, Bahnhöfe, Schwimmbäder) würden also zu Zeichen eines bestimmten Lebensstils und würden umgekehrt als Träger eines symbolischen Gehaltes Menschen Zugehörigkeit und Identität vermitteln (Klee, 2001, 79). Außerdem hätten bestimmte Einrichtungen im Wohnviertel (Einzelhandel, Kultur, Gastronomie) „eine besondere Bedeutung für die Lebensstilpraxis“ (Klee, 2001, 81), wodurch „lebensstilspezifische Interaktions- und Handlungsstrukturen“ in Form unterschiedlicher Aneignung, Nutzung und Wahrnehmung des Raumes und unterschiedlicher Aktionsradien festzustellen seien (Klee, 2001, 81). Unter den Daseinsgrundfunktionen hebt Klee besonders die Signifikanz des Konsums als lebensstilspezifisch differenzierte Form der Raumaueignung hervor. Diese ließe sich auch in Bezug auf den Notwendigkeitgeschmack ärmerer Bevölkerungsgruppen feststellen, der etwa in Discountern und Billigläden einen Ausdruck fände (Klee, 2001, 82f). Er betont die besondere Rolle des öffentlichen Raumes für „Stilisierung“ (Klee, 2001, 77), wonach Menschen dort generell mit dem „bewussten Darstellen persönlicher Eigenschaften“, der Selbststilisierung beschäftigt seien, um soziale Zugehörigkeit bzw. Differenz auszudrücken.

Zur Überprüfung der Relevanz von Lebensstilen werden zunächst typische Lebensstilitems wie Einstellungen und Werte, Freizeitverhalten und Medienutzung abgefragt und entsprechend den oben beschriebenen Verfahren der empirischen Lebensstilforschung zu Clustern zusammengefasst und vor allem anhand von Einstellungen und Handlungsweisen benannt.⁹ Ein erster Schritt der Iden-

⁸ Im Vergleich zu Müllers konzeptioneller Auseinandersetzung mit dem Lebensstil (Müller, 1992) wird hier eine interessante Umdeutung des Begriffs vorgenommen. Dieser versteht unter dem „materiellen Substrat der Lebensstile“ im Gegensatz zum ideellen Substrat von Bedürfnissen und Mentalitäten nämlich die objektiven Strukturmerkmale wie soziale Herkunft, Beruf und ökonomisches Kapital, die den Lebensstil einschränken (Müller, 1992, 377) und nicht etwas Physisch-Räumliches.

⁹ Die statistische Abgrenzung von Lebensstilaggregaten anhand erhobener Items erfolgt bei Klee mit Faktor- und Clusteranalysen von Items zu Freizeitaktivitäten, alltagskultureller Schemata, Kontaktmustern sowie Werten und Einstellungen (Klee, 2001, 108f). Pohl zieht ein Set von Variablen zu Wohnstil,

tifizierung einer „Raumdimension von Lebensstilen“ liegt dann in der statistischen Auswertung und Kartierung der Verteilung der ermittelten Lebensstiltypen in den verschiedenen Teilregionen der Untersuchungsgebiete (Abb. 1).

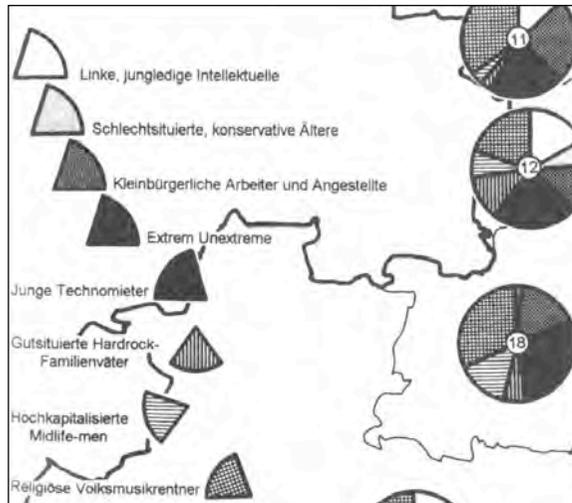


Abb. 1.: Lebensstillandschaften am Beispiel eines Ausschnitts aus der Augsburger Lebensstilstudie von Hilpert und Steinhübl (1998, 74). Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Rainer Hampp Verlags www.hampp-verlag.de.

Zur Erklärung der ermittelten Ungleichverteilung greift man dann auf Zusammenhänge zwischen bestimmten Ausstattungsmerkmalen von Gebieten und dort überdurchschnittlich vertretenen Lebensstilgruppen zurück. So würden beispielsweise „hochkulturell Interessierte“ eher in den Gebieten wohnen, wo „sie die ihnen wichtigen Ausstattungsmerkmale der Wohnumgebung, wie nahe gelegenen Grünflächen, Ruhe oder die Nähe zu den für sie bedeutsamen Einrichtungen der Hochkultur, der Gastronomie und des gehobenen Konsums“ fänden. Die eher zentral wohnenden „postmaterialistischen Hedonisten“ hingegen würden „zur Realisierung ihres Lebensstils [...] auf die Nähe zu szenetypischen Geschäften und Kneipen sowie auf größere Altbauwohnungen und die zentrumsnahe Lage“ Wert legen, wo sich ihre „alltagskulturellen Orientierungen, Bedürfnisse und Wünsche“ in „Hinterhoftheatern“, „spezialisierten Buchläden mit Lesungen“, und „Künstlerwerkstätten“ befriedigen lassen (Klee, 2003, 70).

Musikgeschmack, Esskultur, Fernsehkonsum und der Nutzung kultureller Angebote (Pohl, 2001, 78f) für die Lebensstiltypen heran, verdichtet diese durch eine Faktoranalyse zu den Dimensionen Konsumorientierung, Häuslichkeit und kulturelles Interesse und nutzt diese Faktoren zur Bildung von Lebensstiltypen. Hilpert und Steinhübl (1998, 42f) verwenden eine Clusteranalyse, die (untypischerweise) neben den Lebensstilitems auch auf Alter, Bildung und Einkommen heranzieht. Damit werden zwar strukturelle Ungleichheitsdimensionen berücksichtigt, allerdings werden diese gemeinsam mit Einstellungen, Handlungsweisen etc. in den „Mixer“ der Clusteranalyse geworfen, so dass die Beziehung zwischen subjektiven und objektiven Ungleichheitsdimensionen letztlich weder *a priori* noch *a posteriori* geklärt werden kann.

In Erweiterung der soziologischen Lebensstilempirie erhebt man auch alltägliche Raumbezüge und räumliche Präferenzen der Befragten, die nun zu einer weiteren Qualifizierung der Lebensstiltypen herangezogen werden können. Hierzu gehört die subjektive Bedeutung bestimmter Eigenschaften der Stadt und ihrer Teilräume, die als Reflex spezifischer Nutzungsweisen gedeutet werden. So kontrastiert Klee zum Beispiel das Ruhebedürfnis der Einen mit der Affinität zu „Lebendigkeit“ bei anderen Lebensstiltypen (Klee, 2001, 157), Hilpert und Steinhübl weisen auf typenspezifische Zufriedenheiten mit den Ausgehmöglichkeiten, dem gastronomischen Angebot oder der Einkaufssituation in der Stadt hin (Hilpert und Steinhübl, 1998, 69) und Pohl entdeckt ein typenspezifisch unterschiedliche Ortsbindung an das eigene Viertel (Pohl, 2001, 99f). Klee untersucht zusätzlich unterschiedliche Muster der Raumwahrnehmung auf einem imaginären Spaziergang entlang einer vorgegebenen Route sowie die Wahrnehmung der Stadt Nürnberg anhand eines Polaritätsprofils.

Eine weitere potenzielle Dimension der Raumwirksamkeit des Lebensstils ist die Maßstäblichkeit von Aktionsräumen und sozialen Netzwerken. Die überwiegend nahräumliche Orientierung der Freundeskreise aller Befragten in Klees Nürnberger Studie ist etwa bei den „hochkulturell Interessierten“ und „postmaterialistischen Hedonisten“ geringer ausgeprägt (Klee, 2001, 171), was Klee als „große Distanzunempfindlichkeit“ deutet. Den gleichen Schluss zieht er aus der größeren Reichweite der Aktionsräume von jüngeren, erlebnisorientierten Typen, für die er insgesamt eine Form der Vergemeinschaftung jenseits traditioneller Milieus annimmt (2003, 71). Raum, so folgert Klee, wäre für diese Gruppe nur noch als Szenerie bedeutend, etwa in Fitness-Studios und Kneipen. Im Einklang mit Schulzes Ansatz sieht Klee für diese Gruppen Mobilität nicht mehr durch Klasse, Schicht und räumliche Nähe strukturiert, sondern als etwas aus einer Wahl Resultierendes an. Bei eher häuslichen Lebensstiltypen hingegen sei der Freundeskreis stärker nahräumlich orientiert, so dass Klee (2003, 71f; 2001, 189) an den Wohnorten dieser Typen ein Fortbestehen „traditioneller Mikromilieus“ in Form eines engen Kommunikationszusammenhanges, einer hohen Ortsbindung und eines Netzes für Unterstützungs- und Hilfeleistungen auf lokaler Ebene vermutet.

Schließlich werden von Klee lebensstilspezifische Unterschiede im Hinblick auf die Wahrnehmung des Fremden und des Eigenen in der Stadt betrachtet. In der Erhebung wird beispielsweise (sehr suggestiv) danach gefragt, wie die Befragten dazu stünden, „dass die hier wohnenden Ausländer ihre Religion und Kultur pflegen“, was große Unterschiede zwischen eher „toleranten“ Lebensstilclustern (postmaterialistische Hedonisten und hochkulturell Interessierte) gegenüber passiv-zurückgezogenen Typen zu Tage fördert (Klee, 2001, 161). Klee identifiziert außerdem – als Nebenergebnis der Beschreibung eines Weges durch die Stadt, der an einem alternativen Stadtteilzentrum und „dort herumlungernenden [sic] Jugendlichen, Punks und Alkoholikern“ (Klee, 2001, 152) vorbeiführt, lebensstilspezifische Einstellungen gegenüber diesen Subkulturen.

Insgesamt zieht Klee ein positives Fazit zur Verwendung von Lebensstilen zur Beschreibung der Stadt und kommt zu dem Schluss, das Konstrukt der sozialen Schicht verlöre „sowohl als Instrument zur Beschreibung und Erklärung der Gesellschaftsstruktur als auch als Analysekategorie sozial-räumlicher Prozesse zunehmend an Bedeutung“ (Klee, 2001, 187). Pohl zieht angesichts zahlreicher schichtspezifischer Einflüsse, die sich durch das Lebensstilmerkmal manifestieren, ein etwas vorsichtigeres Fazit, das auf eine stärkere Integration traditioneller Merkmale in das Ungleichheitsmerkmal Lebensstil hinausläuft (Pohl, 2003, 115ff).

Kritik des stadtgeographischen Lebensstilansatzes: Die Stadt à la Carte für alle

Welche Erkenntnisse bringt nun der geographische Lebensstilansatz und was kann mit ihm tatsächlich geklärt werden? Im Folgenden sollen insbesondere drei Kritikpunkte dargestellt werden: Erstens, dass mit dem gewählten Ansatz die vorgebliche Relevanz von Lebensstilen methodisch kaum nachgewiesen werden kann; zweitens, dass die Auseinandersetzung mit dem Raumbezug von Lebensstilen sehr statisch ist und drittens, dass die Loslösung des Lebensstils von vertikalen Ungleichheitsdimensionen auch in den räumlichen Analysen der Geographie erheblich überzeichnet wird. Zusammengenommen führen diese Defizite zu einer Repräsentation der Stadt, die eher das spezifische Produkt des gewählten Ansatzes ist, als dass sie der Lebenswirklichkeit der Stadtbewohner entspreche.

Wie in der zuvor beschriebenen empirischen Lebensstilforschung werden in den stadtgeographischen Ansätzen Lebensstiltypen anhand statistischer Verfahren gebildet und anschließend anhand unterschiedlicher Merkmalsausprägungen charakterisiert. Die Vorgehensweise ist zumindest teilweise tautologisch, denn man bekommt genau das heraus, was man zuvor an Items hineingetan hat (vgl. Meyer, 2001, 261). Es erfolgt keine Überprüfung der statistischen Zusammenhänge mit alternativen Ansätzen wie Klasse und Schicht, etwa in Bezug auf residenzielle Segregation oder Mobilitätsmuster. Insofern ist der Schluss, diese Merkmale hätten an Bedeutung verloren, empirisch überhaupt nicht abgesichert.

Selbst wenn diese Unzulänglichkeit behoben wäre, könnten statistische Abhängigkeiten alleine noch nicht den Beweis erbringen, mit Lebensstilen ein aussagekräftiges Merkmal sozialräumlicher Ungleichheit gefunden zu haben. Der Nachweis, ob dieser Lebensstilansatz Ungleichartigkeit (etwa von Einstellungen und Handlungsweisen) über einen Bewertungsprozess in soziale Ungleichwertigkeit übersetzt und somit mit sozialem Sinn versieht¹⁰, wird nämlich mit diesem standardisiert-empiristischen Zugang zum Ungleichheitsmerkmal Lebensstil nicht geführt. Zur sozialen Erklärung der Lebensstiltypen und ihrer Abweichungen

¹⁰ Müller (1992, 386).

voneinander stehen weder genug gesichertes Wissen noch hinreichende Daten aus den Erhebungen zur Verfügung – die Lebensstilgruppen sind eher das Ergebnis einer wissenschaftlichen Konstruktion als das einer Rekonstruktion.

Deswegen verwundert es nicht, dass zur Messung lebensstilspezifischer Wahrnehmungen des Fremden in der Stadt bei Klee nicht etwa Bewertungen der Lebensstiltypen untereinander, sondern die Bewertung von Ausländern, Jugendlichen, Punks und Alkoholikern gewählt werden, denn diese Gruppen verfügen – auch wenn sie eher als passives Stadtmobiliar vorgeführt werden – offenbar über eine größere alltagsweltliche Evidenz und Signifikanz als die Lebensstiltypen. Um den sozialen Sinn hinter Lebensstilen für stadtgeographische Fragen zu identifizieren, wären tiefer schürfende Fragen nötig, insbesondere auf Handlungslogiken, Wahrnehmungen, Präferenzen und die diesen zugrunde liegenden Wirklichkeitsmodelle.

Neben diesen Problemen zur Operationalisierung von Lebensstilen ist auch die Untersuchung des Raumbezuges problematisch. Das Mapping statistischer Lebensstilcluster in (administrativen) Containerräumen der stadtgeographischen Studien gibt zwar eine Orientierung, viel über die Prozesse der „Herausbildung von Lebensstilen in Auseinandersetzung mit der räumlichen Umwelt“, die Helbrecht (1997, 8) thematisiert, erfährt man aus dieser Perspektive jedoch nicht. Dies gilt auch für die Analyse der Rolle von Raum „als Medium der Produktion und Reproduktion von Lebensstilen und bei Prozessen der sozialen Integration bzw. der sozialen Schließung“ (Helbrecht und Pohl, 1995).

Besonders problematisch ist der Versuch, aufgrund der Präsenz von Einrichtungen und Personen im selben Wohnviertel (z.B. Postmaterialisten und Hinterhoftheater, s.o.) zu folgern, dass sich das eine auf das andere beziehe. Gerade wenn heute, wie behauptet wird, ein wichtiger Teil der Handlungsweisen über eine Logik des Wählens zustande käme, steigende Distanzunempfindlichkeit vorherrschte, und der lokale Nahraum unwichtiger würde, wäre diese automatische Zuordnung qua Kopräsenz der falsche Ansatz. Man müsste mindestens nachfragen, von wem diese Szene-Orte tatsächlich besucht werden (so z.B. Otte, 2004).

Die Vorstellung lebensstilspezifischer Substrate (z.B. das von Klee [2001, 79f] so bezeichnete physisch-materielle Substrat der Gentrification in Form von „zumeist gründerzeitlichen Gebäuden und Wohnungen, die [...] Stuckdecken, Parkettböden und eine großzügige Raumhöhe wie -aufteilung aufweisen“) ist ein sehr statischer Weg, den Raumbezug von Lebensstilen zu untersuchen. Er läuft auf die wissenschaftliche Reifizierung sozialer Tatbestände in Form physischer Elemente (vgl. zur Kritik Werlen, 1997) hinaus, anstatt die (gruppenspezifische) soziale Produktion von Bedeutungen bestimmter Objekte und Raumausschnitte zum Analysegegenstand zu machen.

Schließlich fehlt es der Erforschung der lebensstilspezifischen Aneignung städtischer Räume auch an einem Mindestmaß an historischer Tiefe. Anstatt die städtischen Teilräume wie eindimensionale Behälter mit einer gegebenen Lebensstilverteilungen darzustellen, müssten diese Gebiete in ihrem historischen und politischen Kontext verortet werden, um zu erfahren, wie die Lebensstilgruppen denn in die Stadtgebiete gekommen sind. Dazu gehören die politische Regulation und marktmäßige Inwertsetzung der Gebiete und die jüngere Geschichte der Quartiers- und Stadtentwicklung.

Insgesamt resultieren die Erneuerungsbestrebungen zur Untersuchung städtischer Ungleichheit mittels Lebensstilen in der Stadtgeographie in einem bunt-entstrukturierten Bild deutscher Großstädte, wo alles eine Frage von Präferenzen ist und jeder in seinem Viertel nach seiner Façon glücklich wird: Die einen zieht es dorthin, wo die Kneipenszene ist, die anderen wollen lieber Ruhe und Gärten. Wohnstandortverteilung und Raumnutzungsmuster scheinen in dieser Stadt à la Carte nicht von materiellen Einschränkungen beeinflusst zu sein.

Lebensstile werden aus dem Hut einer Einstellungs- und Geschmacksforschung gezogen und auf eine Karte gebannt. Die Kulturalisierung von Ungleichheit reicht von den theoretischen Grundannahmen über die methodische Vorgehensweise bis hin zu den Konzepten des Raumbezuges von Lebensstilen. Anstatt ein sozialgeographisches Bild städtischer Ungleichheit zu zeichnen, wird Ungleichheit auf eine Geschmacksfrage reduziert.

Diese Annahme steht in deutlichem Kontrast zu einer Stadt wie Berlin, wo über eine halbe Million BewohnerInnen (nach der relativen Armutsdefinition) als arm gilt, die Armutsquote einiger Bevölkerungsgruppen über 40% erreicht und sich die Mietbelastung der ärmsten Bevölkerungsgruppen zwischen 1993 und 2003 fast verdoppelt hat (Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz, 2004; Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, 2005). Aber auch in anderen Großstädten ist die Aneignung städtischer Räume, insbesondere das Wohnen, weit davon entfernt, auf Geschmacksfragen reduzierbarer Wunschkonsum zu sein.

Lebensstile in der polit-ökonomischen Stadtforschung

Angesichts der Defizite stadtgeographischer Konzepte zum Raumbezug von Lebensstilen möchte ich nachfolgend auf der Suche nach Alternativen die stärker strukturalistische Perspektive auf Stadt und Lebensstil betrachten, die von polit-ökonomischen Ansätze der Stadtforschung vertreten wird. Diese Ansätze können im Allgemeinen dadurch gekennzeichnet werden, dass sie die Auswirkungen politischen und gesellschaftlichen Wandels und dabei insbesondere der ökonomischen und politischen Strukturen auf die Stadtentwicklung betrachten (vgl. die Definition von Häußermann et al. 2002; siehe auch Ronneberger et al., 1999; Krätke, 2002; Smith, 2002). Aus einer kultur- und konsumkritischen Perspektive auf kom-modifizierte und inszenierte Städte stellt der politökonomische Zugang

marktförmige Lebensstile authentischeren Lebensweisen und Vergesellschaftungsformen gegenüber, wobei er klar Position gegen erstere einnimmt.¹¹

Kern der politökonomischen Auseinandersetzung mit Lebensstilen und Raum ist das Thema städtischer Wandel, Gentrifizierung und Verdrängung. Gegenüber den zuvor dargestellten stadtgeographischen Ansätzen weist der hier verwendete Lebensstilbegriff klare Bezüge zu objektiven Ungleichheitsmerkmalen (Klassen) auf und wird in einen konkreten politischen und ökonomischen Kontext der Stadt eingebettet. Dabei wird der Lebensstilbegriff allerdings deutlich verengt: Es ist nicht mehr vom Lebensstil als allgemeine Ungleichheitsdimension, sondern von (bewusster) Stilisierung durch urbane Mittelklassen die Rede.

In diesem Forschungskontext zeichnen sich die neuen, lokal verankerten Formen des Zusammenlebens urbaner Mittelklassen vor allem durch sozialräumliche Abgrenzungs- und Abschottungsbestrebungen aus. So nehmen Ronneberger et al. (1999, 73) an, dass urbane Lebensstilgruppen räumliche Distanzierungsstrategien verfolgten, „die auf eine Minimierung der Kontakte und räumliche Distanzierung zwischen den Klassen hinauslaufen“. Nach Dangschat (1996, 124) ist das Verhalten der ökonomisch starken Neubewohner von Innenstadtbereichen davon geprägt, „sich Modernisierungsoffer aus dem Weg zu schaffen und in jene Regionen des Alltagslebens abzudrängen, die sie selbst nur selten erreichen“.

So plastisch die Beschreibungen dieser Handlungsweisen zuweilen ausfallen, so selten sind diese das Resultat empirischer Forschungen zu Lebensstil. Dies zeigt sich bereits bei der Abgrenzung der am Aufwertungsprozess beteiligten Gruppen der Gentrifier von den Pionieren: Beide gelten typischerweise als kinderlos, und erstere unterscheiden sich von letzteren durch höheres Alter und Einkommen (Friedrichs, 2000). Ronneberger et al. (1999, 79) weisen allerdings darauf hin, dass auch Haushalte mit Kindern eine immer wichtigere Rolle in innerstädtischen Aufwertungsprozessen spielen, womit sich die Bewertung des Prozesses in der Kommunalpolitik von der Schmähung egoistischer Yuppies hin zur Schaffung geeigneter Bedingungen für neue Urbaniten als „verantwortungsbewusste Stadtbürger und Retter der urbanen Kultur“ verändert habe. Der Idealtyp des „Alteingesessenen“ ist eine weitere häufig gebrauchte aber schwer zu fassende Figur in der Beschreibung von Aufwertungsprozessen. Sie ist nominal eigentlich nur über die lange Wohndauer im Gebiet charakterisiert, wird aber theoretisch stark als konsum- und kulturkritischen Kern politökonomischer Ansätze aufgeladen, welche für den Verlust von Authentizität durch das passive Erdulden des Wandels und die Verdrängung steht. Dangschat (1996, 123) stellt dies am konkretesten dar, wenn er

¹¹ Nicht selten müssen sich die Vertreter dieser Ansätze dabei, als Angehörige einer gut bezahlten (professoralen) urbanen Mittelklasse gegen sich selbst positionieren.

davon spricht, dass sich sozial besser gestellte „Aufsteiger“ und „Etablierte“ mit expressiven Distinktionsabsichten auf Kosten schlechter gestellter „Modernisierungsoffer“ profilierten und durch Umwertungs- und Umdeutungsprozesse des Raumes Alteingesessenen ihre Identifikationsmöglichkeiten nähmen. Dabei stellt sich die Frage, ab wann man Alteingesessener ist (die im Viertel Geborenen?) und ob diese Kategorie nicht versucht, Eigenschaften eines Dorfs auf die Stadt zu übertragen, die sich nun mal durch Mobilität auszeichnet.

Als Grundproblem des Lebensstilbegriffs politökonomischer Ansätze erweist sich somit, dass man zwar tatsächliche, für den Raumbezug von Lebensstilen relevante Probleme aufgreift und auf die Bedeutung unterschiedlicher Kapitalien verweist, dass man sich dabei aber nur selten an die Rekonstruktion von Handlungsmotiven, Vergesellschaftungsweisen oder die Selbstpositionierung der urbanen Lebensstile in Aufwertungsprozessen heranwagt. Stattdessen werden mit grobem Pinselstrich relativ pauschale, homogene Motive nachgezeichnet, indem beispielsweise die Parallelität der Interessen der neuen Bewohner mit denen der Akteure des Marktes und der Stadtpolitik postuliert wird. Zur Bestätigung dieser Annahmen ist bisher nur wenig „von innen“ bzw. „von unten“ über die Prozesse gesagt worden, die zu den beschriebenen sozialräumlichen Dynamiken führen.¹² Meist werden Verdrängungsprozesse und das Eindringen neuer Lebensstilgruppen aus kritischer Perspektive als mehr oder weniger strukturell determiniert beschrieben. Eine umfassende Rekonstruktion lebensstilspezifischer Veränderungswirkungen auf Quartiersebene, etwa anhand von Zu- und Wegzugsmotiven, Wahrnehmungen des Gebiets und sozialen Beziehungen, wurde bisher kaum erbracht (vgl. Otte, 2004, 29).

Die polit-ökonomische Perspektive auf das Ungleichheitsmerkmal Lebensstil bietet also einen angemessen strukturierten Lebensstilansatz, sie betrachtet Lebensstile aber nur aus der Vogelperspektive. Dabei werden konkrete Akteure und Handlungsmotive nicht rekonstruiert, sondern in das Makro-Theoriegebäude der konsumistischen neoliberalen Stadt eingepasst (vgl. die Kritik von Ley, 2004, 153f).

Perspektiven für die Rezeption des Lebensstilbegriffs in der Stadtforschung

Ein Zwischenfazit der Rezeption des Lebensstilbegriffs in der Geographie fällt also skeptisch aus. Stadtgeographische Ansätze zeichnen das Bild einer Stadt à la Carte, die aus der Hochkostensituation Wohnstandortwahl und der sich daraus ergebenden Verteilung eine reine Geschmacksfrage macht. Die in diesen Ansätzen

¹² Eine der wenigen Ausnahmen ist die Arbeit von Alisch und zum Felde (1990), in der zumindest für die von Aufwertung betroffene Bevölkerung Wahrnehmungen und Bewertungen des Wandels rekonstruiert werden.

produzierten Lebensstiltypen erscheinen eher als methodische Artefakte denn als Gruppen, die einen sozialen Sinn zum Ausdruck bringen. Der politökonomische Lebensstilbegriff hingegen bietet aufgrund seiner Empiriedefizite nur teilweise eine Lösung aus diesem Dilemma.

Trotz dieser Kritik ist eine Rückkehr zur Beschreibung sozialräumlicher Differenzierung in Städten auf alleiniger Basis von Klassen und Schichten kein gangbarer Weg. Es hat tatsächlich eine Lockerung von normativen Restriktionen und eine Diversifizierung von Einstellungen, Handlungsnormen und Alltagsästhetiken stattgefunden, deren Ergebnis sich mit diesen Ungleichheitsdimensionen nicht mehr genau genug beschreiben lässt (vgl. Meyer, 2001; Vester et al. 2001; Hahn, 1999). Die Frage ist nun, wie man diese feinen Unterschiede beschreiben kann, ohne dabei die Groben zu vergessen. Zum Abschluss sollen deshalb mögliche Auswege aus diesem Dilemma diskutiert werden, die es ermöglichen, das Merkmal Lebensstil in angemessener Form für Analysen städtischer Ungleichheit zu verwenden.

Den Lebensstilbegriff restrukturieren

Die Erweiterung der Sozialraumanalyse in der Stadtgeographie mit Hilfe des Lebensstilbegriffs darf die klassischen Ungleichheitsdimensionen nicht vernachlässigen, denn das postulierte Ende vertikaler Ordnungen ist nicht in Sicht. Je weiter unten man sich in der gesellschaftlichen Hierarchie befindet, desto geringer wird der Möglichkeitsraum zum Ausgestalten des Lebensstils und desto existenzieller wird die Bedeutung von (fehlenden) Ressourcen (vgl. Hahn, 1999). Die Bedeutung dieser vertikalen Strukturierung des Lebensstils wird auch von subjektiven Selbsteinschätzungen unterstrichen, die eine Fortdauer vertikaler Ungleichheitssemantiken gegenüber horizontalen in den Köpfen der Menschen zeigen: Eine grobe Dreiteilung der Gesellschaft in Ober-, Mittel- und Unterschicht scheint nach wie vor die herrschende Repräsentation von Ungleichheit in Deutschland zu sein (vgl. Geißler, 2002, 121 und 140; Otte, 2004, 22; Weber-Menges, 2004, 125). Für die Analyse von Lebensstilen heißt das, dass der Einfluss einer ungleichen Verteilung von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital systematisch zu berücksichtigen ist. An diesen elementaren Voraussetzungen für jede Sozialstrukturanalyse ändert auch das Erstaunen der PolitikerInnen über die Existenz von (Unter)Schichten in Deutschland in der jüngsten Debatte um eine Studie des Instituts TNS-Infratest nichts.¹³

¹³ Vielmehr muss man sich darüber wundern, wie führende Politiker auf diese nicht verblüffenden Diagnose reagierten: So verneinte der damalige Bundesminister für Arbeit und Soziales, Müntefering (SPD) etwa rundweg die Existenz von sozialen Schichten in Deutschland und der FDP-Vorsitzende Westerwelle bezeichnete Deutschland als „klassenlose Gesellschaft“, während der Wirtschaftsminister Glos (CSU) die Unterschicht rundweg für eine „Erfindung von Soziologen“ hält (Schmidt, Thomas E. 2006. Reden über die Unbenennbaren. Die Zeit 43, 19. Oktober).

Tatsächlich entsteht in der deutschsprachigen Sozialstrukturanalyse in den letzten Jahren, wohl auch als Ergebnis der Entwicklung und Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums seit 1990, ein immer breiterer Konsens, Lebensstile systematisch als ein auch von objektiven bzw. vertikalen Ungleichheitsdimensionen bestimmtes Merkmal zu betrachten. Es stellt sich die Erkenntnis ein, dass ein „Herumbasteln“ an Lebensstilen nur in einem vorgegebenen Rahmen möglich sei (Otte, 2004) und dass ähnliche objektive Merkmale nur in gewissen Grenzen unterschiedlich verarbeitet werden können (z.B. Vester et al., 2001; Wieland, 2004; Hahn, 1999) – nur ist diese Erkenntnis noch nicht in der Geographie angekommen.

Aus methodologischer Perspektive muss sich diese Erkenntnis auf die Verfahren zur Abgrenzung von Lebensstiltypen auswirken, wie beispielsweise das von Otte (2004) in seiner „Sozialstrukturanalyse mit Lebensstilen“ vorgeschlagene Verfahren zeigt. Er konstruiert einen theoretischen Raum der Lebensstile aus einer Alters- und einer Ressourcendimension und bestimmt die Platzierung in diesem Raum anhand der Werte der Lebensstilitems, die den beiden Dimensionen zugeordnet wurden. Damit setzt er die Annahme einer nur eingeschränkten Möglichkeit zum „Herumbasteln“ am Lebensstil empirisch um (Otte, 2004, 348). Außerdem verzichtet er bewusst auf das Instrumentarium multivariater Statistik und ermöglicht damit eine nachvollziehbare und raum-zeitlich vergleichbare Typisierung.

Unterschiedliche Möglichkeiten zur Ausweitung von Handlungsbezügen berücksichtigen

Auch die zum Teil sehr pauschal formulierten räumlichen Entkopplungsszenarien der Lebensstilforschung sind zu überdenken. In jüngerer Zeit lässt sich ein seltsames weil widersprüchliches Nebeneinander zwischen diesen Szenarien und der Vorstellung von Quartiers- und Ortseffekten in Arbeiten zu Armutsmilieus (vgl. Häußermann, 2003; Keim und Neef, 2000; Friedrichs und Blasius, 2000) feststellen. Den vermeintlichen Wahlmilieus der Lebensstilforschung werden aus dieser Perspektive Zwangsmilieus der Armen gegenübergestellt; an Stelle des kulturellen Pluralismus ist von integrationsverhindernden Subkulturen die Rede; Stigmatisierungserfahrungen unterlaufen die Diagnose einer nachlassenden Signifikanz des Wohnortes; die sozial gemischten Wohnformen der Risiko- und Erlebnisgesellschaft werden durch Orte mit hoher unfreiwilliger Segregation von Unterschichten und Abschottungstendenzen von Reichen in Frage gestellt.

Ohne allen Befunden der Armutsmilieuforschung zustimmen zu wollen und in die Raumfalle zu tappen, die sich hinter der Vorstellung vollständig lokal eingegrenzter Milieus verbirgt (vgl. Werlen, 2005), lassen sie die Annahmen der Lebensstilforschung für die ganze Gesellschaft zumindest als sehr fraglich erscheinen. Die räumliche Entkopplung des Sozialen erscheint vielmehr als ein sozial stark differenzierter Prozess. Anstatt die Fähigkeit zur Ausweitung von Handlungsbezügen als „anthropologische Konstante“ (Bürkner, 1999) eines neuen

Zeitalters zu postulieren, sollte man am Zusammenhang von Mobilität und Ressourcen ansetzen und die entlang dieser Ressourcen sehr polarisierten Mobilitäts- und Entankerungsformen sozialräumlicher Milieus rekonstruieren (vgl. O'Byrne, 1997, 85; Albrow, 1997, 54). So gesehen können Armutsmilieus als Folge einer nur teilweise vollzogenen Entkopplung des Sozialen vom Raum verstanden werden, die angesichts größerer Wahlfreiheiten für Einige das Zurückbleiben der Übriggebliebenen und Modernisierungsverlierer umso deutlicher machen. Die Verwendung der Ungleichheitskategorie Lebensstil, die eine systematische Untersuchung ungleicher Ressourcen zur Herstellung räumlicher Handlungsbezüge unterlässt, ist für eine Beschreibung räumlicher Dynamiken jedenfalls untauglich.

Lebensstile rekonstruieren, auch qualitativ

Mit den in der stadtgeographischen und soziologischen Lebensstilforschung verwendeten Methoden ist es bisher kaum gelungen, den postulierten Relevanzverlust von Klassen und Schichten im Alltag zu kompensieren. Da bis auf weiteres keine intersubjektiv übereinstimmende, klar abgegrenzte und ganzheitliche Ungleichheitsordnung auf Basis von Lebensstilen zu erwarten ist, wäre die bisher vorherrschende Methode, die diese Ordnung zu rekonstruieren versucht, in Frage zu stellen. Anstelle der Konstruktion zweifelhafter „fertiger“ Typisierungen könnten mit Handlungslogiken, Semantiken und Wirklichkeitsmodellen Elemente des Lebensstils rekonstruiert werden, die dem Konzept einen Sinngehalt verleihen, der über typenspezifisch unterschiedliche Mittelwerte hinausreicht. Es ist Thomas Meyer zu folgen, der an die Adresse der Lebensstilempirie die Forderung stellt: Gerade „der Übergang von den ‚großen Kontrasten‘ zu den ‚feinen Unterschieden‘ macht eine Verkleinerung [sic] des Maßstabs auf eine Größe nötig, die es ermöglicht, Mikrokosmen der sozialen Realität in den Blick zu bekommen“ (Meyer, 2001, 267).

Teil eines stärker qualitativ auszurichtenden Programms der Lebensstilforschung wäre die Rekonstruktion des sozialen Sinns, der sich hinter bestimmten Raumbezügen und Handlungsweisen verbirgt. Denn gerade wenn man (in Grenzen) von Individualisierungs- und Pluralisierungstendenzen ausgeht, ist es problematisch, den Sinn bestimmter Handlungsweisen unhinterfragt und selbstverständlich zu postulieren (vgl. Zinn, 2001). Hierfür ist das grobe Raster von Daseinsgrundfunktionen eher ungeeignet. Pohl merkt in dieser Sache an, dass etwa bei der lebensstilspezifischen Analyse des Freizeitverhaltens mit der stark standardisierten Befragung wenig anzufangen ist, wenn es nicht nur darum geht, herauszubekommen, ob in der Freizeit bestimmte Einrichtungen werden, sondern mit welchen Bedeutungen diese Einrichtungen versehen sind und welche soziale Bezüge zu ihnen aufgebaut werden (vgl. Pohl, 2001, 106).

Auch wenn die von Helbrecht monierten Abgrenzungsprobleme von Lebensstilgruppen noch nicht gelöst sind, wäre beispielsweise die Erfassung von Fremdheits- und Ungleichheitssemantiken, etwa im Wohngebiet, ein weiterer An-

satzpunkt zur qualitativ-rekonstruktiven Erweiterung der Lebensstilforschung. Erst auf dieser Basis, wenn konkrete vertikale und horizontale Ungleichheitssemantiken und Wirklichkeitsmodelle sowie potenzielle Verwerfungen und Konfliktlinien erfasst werden, können mit Lebensstilen signifikante Elemente sozialer Ungleichheit eingefangen werden. Schließlich müssen sozialräumliche Dynamiken zumindest exemplarisch in konkrete historische Entwicklungskontexte gesetzt werden. Denn gerade über Generationen- und Kohorteneffekte sowie historische Brüche und Kontinuitäten in städtischen Räumen gewinnt die Manifestierung bestimmter Lebensstile Kontur.

Den Erklärungsanspruch und die Maßstabebene herunterschrauben

Eine Neuerung sozialräumlicher Analysen mit Hilfe von Lebensstilen scheint mir nicht in Sicht zu sein. Auf größerer, gesamtstädtischer Maßstabebene sind Analysen, die mit konventionellen Sozialdaten, Klassen- und Schichtenmerkmalen arbeiten, weitaus aussagekräftiger als Lebensstilmappings.

Das Potenzial der Untersuchung von Lebensstilen als Ungleichheitsdimension mit hoher Alltagsrelevanz liegt vielmehr auf kleinerer Maßstabebene, wenn es etwa um die Untersuchung von Quartieren in demographischen und sozialen Umbruchssituationen geht, die mit Neudefinitionen, Konflikten und Umnutzungen, auch jenseits von Gentrification, einhergehen. Eine an Lebensstilen ansetzende Quartiersforschung könnte verschiedene Bewohnergruppen im Raum der Lebensstile verorten und die wesentlichen semantischen Dimensionen dieser Ungleichheitskategorien herausarbeiten, die unterschiedliche Manifestation von Lebensstilgruppen im öffentlichen Raum und die Prägungen der Infrastruktur, etwa Geschäfte und Lokale erfassen. Entsprechend der polit-ökonomischen Forschungsperspektive könnten die Auswirkungen von Stadtpolitik und ökonomischen Entwicklungen auf der lokalen Ebene untersucht werden, indem der lebensstilspezifische Gehalt sozialer Veränderungsdynamiken aus sozialen Kategorisierungen und Konfliktlinien rekonstruiert wird. Die klassische, mit qualitativen Methoden durchgeführte Beschreibung eines Quartiers in Berlin-Schöneberg von Berking und Neckel (1990) stellt ein gutes Beispiel für einen solchen Ansatz dar.

Abschließend möchte ich meine Ergebnisse so zusammenfassen, dass der in Teilen der Geographie und der Soziologie angestimmte Abgesang auf vertikale Ungleichheitsordnungen verfrüht war. Weder drücken Lebensstile in dem Maße persönliche Freiheitsgrade aus, wie dies oft vermutet wurde, noch zeigt sich eine neue soziale Einfachstruktur jenseits von Klassen und Schichten. Anstatt Lebensstile als quasi universelles Mittel zur Erneuerung von Analysen sozialer und sozialräumlicher Ungleichheit anzusehen, sollte genauer überprüft werden, für welche Fragen sich dieses Ungleichheitsmerkmal eignet und wie es, auch unter Berücksichtigung seiner Strukturiertheit, zu operationalisieren ist. Dies wäre auch im Sinne einer kritischen Wissenschaft, die ihre Aufgabe darin sieht, unterschiedliche

Handlungsmöglichkeiten und Lebenschancen zu thematisieren, anstatt diese zu verschleiern.

Danksagung

Ich danke Andrea Nieszery, Olaf Schnur, Bernd Adamek-Schyma, Bernd Belina und den beiden Referees für Ihre Anmerkungen zu früheren Fassungen dieses Textes.

Literatur

- Albrow, M. 1997. Travelling beyond local cultures: Socioscapes in a global city. In, J. Eade (Hrsg.), *Living the Global City: Globalisation as a Local Process*. London, New York: Routledge.
- Alisch, M. und W. zum Felde. 1990. „Das gute Wohngefühl ist weg!“ Wahrnehmungen, Bewertungen und Reaktionen von Bewohnern im Vorfeld der Verdrängung. In, J.D. Blasius und J.S. Dangschat (Hrsg.), *Gentrification: die Aufwertung innenstadtnaher Wohngebiete*. Frankfurt/Main: Campus, pp. 277-300.
- Bathke, G.-W., J. Schreiber und D. Sommer. 2000. Soziale Herkunft deutscher Studienanfänger. Entwicklungstrends der 90er Jahre. *HIS-Kurzinformation* A9/2000.
- Beck, U. 2006. Generation des Weniger. Interview von Julia Bonstein. *Der Spiegel*, 31/2006, 50.
- Beck, U. 1986. *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main.
- Beck, U. 1994. Reflexive Modernisierung. In, P. Noller, W. Prigge & K. Ronneberger, (Hrsg.), *Stadt-Welt*. Frankfurt: Campus, pp. 24-31.
- Berger, P.A. 2005. Deutsche Ungleichheiten - eine Skizze. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 28-29, 7-16.
- Berking, H. und S. Neckel. 1990. Die Politik der Lebensstile in einem Berliner Bezirk. In: P.A. Berger und S. Hradil, S. (Hrsg.), *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile: Soziale Welt*, Sonderband 7. Göttingen, pp. 481-500.
- Böhnke, P. 2005. Teilhabechancen und Ausgrenzungsrisiken in Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 37, 31-6.

- Borst, R. und S. Krätke. 1993. Stadt der Inseln: Die sozialräumliche Ausdifferenzierung „metropolitaner“ Stadtregionen. *Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft* 72, 22-31.
- Bourdieu, P. 1987. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Brunotte, E., H. Gebhardt, M. Meurer, P. Meusburger und J. Nipper (Hrsg.) 2002. *Lexikon der Geographie*. Heidelberg/Berlin: Spektrum.
- Bürkner, H.-J. 1999. Rezension von Beno Werlen (1997): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung. *Geographische Revue* 1(1), 81-6.
- Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (Hrsg.) 2001. *Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung*, Bonn: .
- Dangschat, J. S. 1996. Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung? Zum Raumbezug sozialer Ungleichheit und von Lebensstilen. In, O.G. Schwenk (Hrsg.), *Lebensstil zwischen Sozialstruktur und Kulturwissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich, pp. 99-135.
- Dürschmidt, J. 2000. *Everyday Lives in the Global City: The Delinking of Locale and Milieu*. London, New York: Routledge.
- Friedrichs, J. 2000. Gentrification. In, H. Häußermann (Hrsg.), *Großstadt: Soziologische Stichworte*. Opladen: Leske + Budrich, pp. 57-66.
- Friedrichs, J. und J. Blasius. 2000. *Leben in benachteiligten Wohngebieten*. Opladen: Leske + Budrich.
- Geißler, R. 2002. *Die Sozialstruktur Deutschlands*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Geißler, R. 1996. Kein Abschied von Klasse und Schicht. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48(2), 319-38.
- Hahn, G.M. 1999. Sozialstruktur und Armut in der nach-fordistischen Gesellschaft. In, J. Dangschat (Hrsg.), *Modernisierte Stadt – gespaltene Gesellschaft: Ursachen von Armut und sozialer Ausgrenzung*. Opladen: Leske + Budrich, pp. 179-212.
- Häußermann, H., A. Holm und D. Zunzer 2002. *Stadterneuerung in der Berliner Republik*. Opladen: Leske + Budrich.

- Häußermann, H. 2003. Armut in der Großstadt: Die Stadtstruktur verstärkt soziale Ungleichheit. *Informationen zur Raumentwicklung* 3/4, 147-59.
- Helbrecht, I. 1997. Stadt und Lebensstil: Von der Sozialraumanalyse zur Kulturraumanalyse? *Die Erde* 128(1), 3-16.
- Hilpert, M. und D. Steinhübl. 1998. *Lebensstile in der Stadt*. München: Rainer-Hampp-Verlag.
- Hradil, S. 1999. Lebensstil. In, B. Schäfers (Hrsg.), *Grundbegriffe der Soziologie*. Opladen: Leske + Budrich.
- IAB, Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. 2002. *IAB Zahlenfibel 2002*. Nürnberg.
- Johnston, R. J., D. Gregory, G. Pratt und M. Watts (Hrsg.) 2003. *The Dictionary of Human Geography*. Oxford: Blackwell.
- Keim, R. und R. Neef 2000. Ausgrenzung und Milieu: Über die Lebensbewältigung von Bewohnerinnen und Bewohnern städtischer Problemgebiete. In: A. Harth et al. (Hrsg.), *Stadt und soziale Ungleichheit*. Opladen: Leske + Budrich, 248-273.
- Kemper, F.-J. 2005. Sozialgeographie. In: W. Schenk und K. Schliephake (Hrsg.), *Allgemeine Anthropogeographie*. Gotha, Stuttgart: Klett-Parthes Verlag, pp. 145-211.
- Klee, A. 2001. *Der Raumbezug von Lebensstilen in der Stadt: Ein Diskurs über eine schwierige Beziehung mit empirischen Befunden aus der Stadt Nürnberg*. Passau: L.I.S. Verlag.
- Klee, A. 2003. Lebensstile, Kultur und Raum. *Geographische Zeitschrift*, 91(2), 63-74.
- Klocke, A. 1993. *Sozialer Wandel, Sozialstruktur und Lebensstile in der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt/Main: Lang.
- Klocke, A. und D. Lück. 2001. Lebensstile in der Familie. *ifb-Materialien* 3-2001, 17-23.
- Krätke, S. 2002. Urbanität heute: Stadtkulturen, Lebensstile und Lifestyle-Produzenten im Kontext der Globalisierung. In, A. Mayr, M. Meurer & J. Vogt (Hrsg.), *Stadt und Region - Dynamik von Lebenswelten: Tagungsbericht zum 53. Deutschen Geographentag 2001 in Leipzig*. Leipzig: Deutsche Gesellschaft für Geographie, pp. 224-35.

- Lévy, J. und M. Lussault (Hrsg.) 2003. *Dictionnaire de la Géographie et de l'espace des sociétés*. Paris: Belin.
- Ley, D. 2004. Transnational spaces and everyday lives. *Transactions of the Institute of British Geographers*, NS 29, 151-64.
- Meyer, T. 2001. Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung - eine kritische Bilanz. *Soziale Welt* 52, 255-72.
- Müller, H.-P. 1992. *Sozialstruktur und Lebensstile*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- O'Byrne, D. 1997. Working-class cultur: local community and global conditions. In, J. Eade (Hrsg.), *Living the Global City: Globalisation as a Local Process*. London, New York: Routledge, pp. 73-89.
- Otte, G. 2004. *Sozialstrukturanalyse mit Lebensstilen: Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pohl, T. 2003. *Lebensstile: Eine sozialgeographische Analyse in Rösrath und Köln-Nippes*. Rösrath: Geschichtsverein Rösrath .
- Ronneberger, K., S. Lanz und W. Jahn. 1999. *Die Stadt als Beute*. Berlin: Dietz.
- Ruppert, K. und F. Schaffer, 1969. Zur Konzeption der Sozialgeographie. *Geographische Rundschau*, 21(6), 205-14.
- Schneider, N. und A. Spellerberg. 1999. *Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität*. Opladen: Lesk +Budrich.
- Schulze, G. 1990. Die Transformation sozialer Milieus in der Bundesrepublik Deutschland. In, P.A. Berger & S. Hradil (Hrsg.), *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*. Soziale Welt Sonderband 7. Göttingen, pp. 409-431.
- Schulze, G. 1992. *Die Erlebnisgesellschaft*. Frankfurt/Main.
- Schulze, G. 1994. Milieu und Raum. In, P. Noller, W. Prigge & K. Ronneberger (Hrsg.), *Stadt-Welt: Über die Globalisierung städtischer Milieus*. Frankfurt/Main, New York: Campus, pp. 40-53.
- Senatsverwaltung für Gesundheit Soziales und Verbraucherschutz. 2004. *Sozialstrukturatlas 2003*, Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. 2005. *Der Berliner Wohnungsmarkt*. Berlin.

- Sinus sociovision. 2002. *Kurzbeschreibung der Sinus-Milieus 2002*. Heidelberg.
- Smith, N. 2002. New Globalism, New Urbanism: Gentrification as Global Urban Strategy. *Antipode*, 427-50.
- Spellerberg, A. 1993. *Lebensstile im Wohlfahrtssurvey 1993: Dokumentation und Konzept zur Entwicklung des Fragebogens*. Berlin: WZB-papers.
- Vester, M., P. von Oertzen, H. Geiling, T. Hermann und D. Müller. 2001. *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Weber-Menges, S. 2004. „Arbeiterklasse“ oder Arbeitnehmer? *Vergleichende empirische Untersuchung zu Soziallage, Lebenschancen und Lebensstilen von Arbeitern und Angestellten in Industriebetrieben*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Werlen, B. 2005. Raus aus dem Container! Ein sozialgeographischer Blick auf die aktuelle (Sozial-)Raumdiskussion. In, Projekt „Netzwerke im Stadtteil“ (Hrsg.), *Grenzen des Sozialraums: Menschen und soziale Brennpunkte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 15-35.
- Werlen, B. 2000. *Sozialgeographie: eine Einführung*. Bern: Paul Haupt.
- Werlen, B. 1997. *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung*. Stuttgart: Steiner.
- Wieland, D. 2004. *Die Grenzen der Individualisierung: Sozialsstrukturanalyse zwischen objektivem Sein und subjektivem Bewusstsein*. Opladen: Leske + Budrich.
- Zinn, J. 2001. Konzeptionelle Überlegungen und eine empirische Strategie zur Erforschung von Individualisierungsprozessen. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 3(1).